

Zeitschrift: Museum Helveticum : schweizerische Zeitschrift für klassische Altertumswissenschaft = Revue suisse pour l'étude de l'antiquité classique = Rivista svizzera di filologia classica

Herausgeber: Schweizerische Vereinigung für Altertumswissenschaft

Band: 80 (2023)

Heft: 2

Buchbesprechung: Buchbesprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 14.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Buchbesprechungen – Comptes rendus

Ernst-Richard Schwinge: Achill contra Achill. Interpretationen zum zweiten Teil von Homers Ilias. Paradeigmata 71. Rombach Wissenschaft, Baden-Baden 2022. 104 S.

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um eine Studie zur *Ilias*, die aus einer Homer-Vorlesung des Autors an der Universität Kiel hervorgegangen ist. Dementsprechend kurz fasst sich der Autor, nimmt aber gleichwohl (kritischen) Bezug auf eine sinnvolle Auswahl klassischer und neuerer Titel aus der Sekundärliteratur. Das Ziel der Studie ist es aufzuzeigen, wie Achilleus im Verlauf der *Ilias* zweimal einen von ihm selbst als definitiv gefassten Beschluss wieder umstösst, nämlich seine Entscheidung, nicht mehr in den Kampf einzugreifen, und seinen Entschluss, Hektor keiner geordneten Bestattung zuzuführen (9). Wie es zu diesem zweifachen Umschwung kommt, wird im Sinne eines *close-reading* näher ausgeführt, wobei allerdings eine gewisse Theorieferne und eine stark psychologisierende Interpretation auffällt. Die Ergebnisse der Studie sind gleichwohl vertretbar: Schwinge diagnostiziert bei Achilleus mehrfach einen Zwiespalt zwischen bewussten Überlegungen und Verlautbarungen auf der einen Seite und einem dazu konträren emotionsbestimmten Verhalten auf der anderen (14, 75). So führt ihn sein Mitleid mit den bedrängten Griechen dazu, seinen Entschluss zur Kampfverweigerung in einer Abfolge einzelner Schritte wieder zurückzunehmen, und eben solches Mitleid mit Priamos (und nicht eine Weisung des Zeus) bringt ihn dazu, Hektor doch noch zur Bestattung freizugeben. Ein weiterer zentraler Punkt dieser Arbeit ist der, dass Schwinge Achilleus' masslose Trauer um Patroklos mit einem Schuldbewusstsein des Helden erklärt (43, 47). Auch dies ist sicherlich vertretbar, nur überrascht es dann, dass Schwinge (45 Anm. 72) dennoch im strittigen Vers von 18,82 τὸν ἀπώλεσα nicht mit 'ich habe ihn zugrunde gerichtet', sondern mit 'ich habe ihn verloren' übersetzt. Das Buch ist leider nicht immer flüssig geschrieben und prunkt mit unnötigen Fremdwörtern. So schon in der «Hinführung» (9), wo innerhalb weniger Zeilen Achilleus seine Handlungsweise «funditus umstürzt», wo eine Aktion des Peliden seinem vorherigen Handlungsentschluss «toto coelo konträr ist», nachdem er sich zuvor noch «strictissime geweigert» hatte, in den Kampf einzugreifen, und wo er somit «das zuvor als intangibel Kodifizierte ins genaue Gegenteil» verkehrt. Dieser hochgestochene Tonfall wirkt nicht gerade einladend, und ebenso dürfte das Fehlen von Übersetzungen, die den Homer-Zitaten beigegeben wären, das wohl doch auch anvisierte allgemeinere Publikum eher von der Lektüre abhalten. Dies ist schade, denn im Grunde können interessierte Laien ebenso wie spezialisierte Wissenschaftler das sorgfältig argumentierende Buch durchaus mit Gewinn lesen.

Peter Grossardt, Leipzig

Marta Fogagnolo: Antimachus Colophonius. Supplementum Grammaticum Graecum 2. Brill, Leiden/Boston 2020. 228 p.

Marta Fogagnolo: Zoilus Amphipolitanus. Supplementum Grammaticum Graecum 6. Brill, Leiden/Boston 2022. 269 p.

Die Erforschung der antiken (griechischen) Gelehrsamkeit erfährt seit geraumer Zeit ein kräftiges Revival und hat sich – nicht zuletzt dank den vielseitigen Initiativen von Franco Montanari – zu einem eigentlichen Spezialgebiet innerhalb der Klassischen Philologie entwickelt. Neben dem *Lessico dei Grammatici Greci Antichi (LGGA)* widmet sich nun

auch die neue Monographienreihe SGG der wissenschaftlichen Aufarbeitung des umfangreichen grammatisch-exegetischen Erbes.

Mit dem Namen Antimachos verbinden wir in erster Linie den Dichter der *Thebais* und der *Lyde*. Der Verf. von *Antimachus Colophonius* gelingt es jedoch, dem weniger bekannten γραμματικός die Umrisse eines produktiven Homerphilologen zurückzugeben. Die 27 behandelten Fragmente weisen ihn als Herausgeber von *Ilias* und *Odyssee* aus sowie als Verfasser einer Monographie Περί Ὀμήρου. In der aristarchischen Klassifikation der Ausgaben, welche der Alexandriner Didymos in die Scholien eingebracht hatte, figuriert der Kolophonier – manchmal neben späteren Koryphäen wie Zenodotos und Aristophanes – als namentlich bekannter Einzelherausgeber (ἐκδοσις κατ' ἄνδρα), dies im Gegensatz zu den «Staatsexemplaren» (ἐκδόσεις πολιτικάι). Der Fokus liegt jeweils auf der Frage, wie sich Antimachos im Fall von gespaltener oder umstrittener Überlieferung entschieden hat. Besonders aufschlussreich sind jene Stellen, an welchen die Doppelinteressen von γραμματικός und ποιητής durchscheinen und der Einfluss der Entscheidung auf die hellenistische Homerphilologie oder auf spätere Dichter hinterfragt wird wie z. B. auf Rhianos (F 8), oder wo eine alte, vergessen gegangene Lesart wieder Zustimmung fand (F 5). Allgemeinere Probleme der Homerehexegese kamen offenbar in der erwähnten Monographie zur Sprache, so etwa die Frage, ob Homer Κολοφώνιος gewesen sei (F 15), oder im Bereich der homerischen Geographie, wenn Antimachos in der Streitfrage über die Lokalisierung von Kalypsos Insel (*Od.* 1,85) für deren Nähe bei Kreta optiert und dafür eine anderweitig nicht belegte Variante Ὠγυλίη ins Spiel bringt (F 14).

Nur zwei Jahre nach *Antimachus Colophonius* legt die Verf. aus ihrem Hauptforschungsgebiet, der Homerphilologie, in derselben Monographienreihe einen zweiten Band vor. Gewidmet ist er dem Sophisten Zoilos aus dem makedonischen Amphipolis, der mit dem Beinamen Ὀμηρομάστιξ als schillernde Figur in die griechische Literaturgeschichte eingegangen ist. Für seinen Spott an Homer, so überliefert die *Suda* (ζ 130), hätten ihn die Zuschauer in Olympia mit dem Sturz über die Skironischen Felsen bestraft; und dies ist bloss *eine* der Legenden, wie er zu Tode gekommen sein soll (Vitr. 7, praef. 8–9). Das Lexikon bezeichnet ihn als Redner, als Philosophen, als Verfasser grammatischer Schriften und einer Geschichte seiner Vaterstadt; mit dem darin erwähnten Ableben Philipps II. (336 v. Chr.) gewinnt man für die Lebenszeit des Autors einen *terminus ante quem*. Berühmt und berüchtigt zugleich wurde Zoilos jedoch durch seine Kritik an den homerischen Epen (Κατὰ τῆς Ὀμήρου ποιήσεως und Ψόγος Ὀμήρου). Das spätere Etikett als Κύων ῥητορικός und die Überzeichnung als kynischer Wanderprediger (Ael. var. hist. 11,10) zielen auf den ψόγος, wie ihn der Erzkyniker Diogenes von Sinope praktizierte. Glaubhafter ist die Überlieferung, er habe neben einem Lob auf die Bewohner der kleinen Insel Tenedos auch ein Ἐγκώμιον εἰς Πολύφημον verfasst (F 2). Wie das letztere zeigt, reiht sich der gelehrte Spötter damit in die sophistische Tradition des paradoxen Enkomions ein. Das Gros der Fragmente stammt aus der Scholien- bzw. exegetischen Literatur zur *Ilias* und vereinzelt zur *Odyssee*. Dabei handelt es sich nicht um direkte Zitate des Ὀμηρομάστιξ, sondern um referierende Erwähnungen, welche zumindest das technische Vokabular der kritischen Einlassungen (ἐπιτιμήματα) erkennen lassen: Neben der rationalisierenden Kritik (ἀδύνατον, οὐ πιθανόν, ἄτοπον) und dem tadelnden Hinweis auf das verletzte πρέπον der dargestellten Figuren behauptet sich die subjektive Kategorie des γελοῖον (FF 6. 7. 8. 15), welche den Dichter der Lächerlichkeit preisgibt und den legendenhaften Hass auf die «Homergeißel» erklärt. Was man sich unter dem Werktitel Τέχνη ῥητορική (F 21) vorzustellen hat, bleibt weiterhin umstritten.

Für die neuere Forschung hatte Hans Gärtner mit dem umfangreichen Artikel «Zoiolos» in *RE Suppl. XV* (1978) die Weichen gestellt; doch der vorliegende Band ist weit mehr als eine bibliographisch aufdatierte Diskussion erreichter Einsichten und akzeptierter Resultate. Wie in der Studie über die grammatische Hinterlassenschaft des Kolophoniers beindrucken auch hier die fundierte Kenntnis der Verf. im Bereich der Homerphilologie, das wissenschaftliche *know how*, die minutiöse kritische Aufarbeitung der ausgedehnten Forschungsliteratur und das Urteilsvermögen. Nach diesen beiden gehaltvollen Untersuchungen darf man auf die weiteren Bände in der neuen Reihe des SSG gespannt sein.

Margarethe Billerbeck, Fribourg

Simon Zuenelli: Das 12. Buch der Dionysiaka des Nonnos aus Panopolis – Ein literarischer Kommentar. Hypomnemata 213. Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 2022. 259 S.

Der Nonnos-«Boom» reisst nicht ab: Internationale Konferenzen und Tagungsbände, mehrere Monographien zu hauptsächlich narratologischen Fragestellungen sowie ein fast neuhundertseitiger Brill-Companion (herausgegeben von Domenico Accorinti, 2016) machen den gigantischen Dimensionen von Nonnos' Werk punkto Umfang und Komplexität Konkurrenz. Quantitativ fast schon «epyllisch» tritt dagegen die Arbeit von Simon Zuenelli auf, welche – auf einer 2013/14 eingereichten Innsbrucker Dissertation beruhend – eine Kommentierung des zwölften Buches der *Dionysiaka* bietet. Zuenelli, der sich in den Jahren zwischen Einreichung und Veröffentlichung seiner Dissertation mittels zahlreicher weiterer Publikationen einen Namen als Nonnos-Forscher gemacht hat, verfolgt in seiner äusserlich nach dem traditionellen Schema «Einleitung – Text und Übersetzung – Kommentar» aufgebauten Untersuchung das Ziel, die literarischen Techniken und Eigenheiten der *Dionysiaka* anhand der Ergebnisse aus dem Kommentar zu diesem einen Buch zu analysieren: «Als Fallbeispiel, um die unterschiedlichen interpretatorischen Problematiken der *Dionysiaka* exemplarisch durchzuspielen, bot sich allen voran das 12. Buch an: Zum einen wird an diesem die für die *Dionysiaka* charakteristische narrative Diskontinuität insofern gut sichtbar, als es in drei separate Teile zerfällt. Zweitens zeigt dieses – zumindest im ersten Teil – starke Züge der Unfertigkeit. Drittens ist zu erwarten, dass in einem Buch, das die Entstehung des Weins und des ersten Rausches erzählt, «dionysische» Effekte besonders ausgiebig am Werk sein dürften» (13). Für die narrativen Eigenheiten der *Dionysiaka*, deren digressiven, sprunghaften und assoziativen Charakter man immer wieder betont hat, schlägt Zuenelli anstelle des oft gebrauchten, aber letztendlich wenig aussagekräftigen Begriffs der ποικιλία die Termini «dionysisches Erzählchaos» und «narrative μανία» vor: «Buntheit und Abwechslung müssen [...] nicht notgedrungen mit Chaos einhergehen. In der Forschungsdiskussion scheinen mir diese beiden Punkte leider nicht immer mit der gebotenen Schärfe auseinandergehalten zu werden» (46). Diese «intendierte Verwirrung», so Zuenelli weiter, ist als Nonnos' übergeordnete «literarische Strategie zu deuten», welche «den Leser [...] selbst in einen bakkantischen Taumel [versetzt]» (47).

Trotz des in der 92 Seiten langen Einleitung greifbaren narratologischen Kerns kommt der 164 Seiten lange Kommentar mit seinem Fokus auf der Diskussion sprachlicher, motivischer und mythischer Parallelen dann doch eher traditionell daher – was jedoch seinem Nutzen und seiner durchgehend hohen Qualität keineswegs abträglich ist. Als Basis für Übersetzung und Kommentar hat Zuenelli den kritischen Text von Francis Vian (1995) zugrunde gelegt, ist allerdings an elf Stellen von diesem abgewichen. Die Ab-

weichungen werden im Kommentar diskutiert; hingewiesen sei etwa auf das überlieferte $\phi\theta\iota\nu\sigma\omega\rho\acute{\iota}\delta\omicron\varsigma \acute{\omega}\rho\eta\nu$ in Vers 22, das Zuenelli trotz der Rettungsversuche früherer Nonnos-Pioniere wie Arthur Ludwich und Rudolf Keydell wohl zurecht als nicht zu rettende Korruptele ausweist (131–133). Zu bedauern ist abschliessend, dass zusätzlich zum Sach- und Personenregister (290–295) nicht auch noch ein Stellenregister erstellt wurde, welches für Zuenellis Arbeit – gerade mit Blick auf deren über die Kommentierung von Buch 12 hinausreichende, für die narrative Gestalt der *Dionysiaka* übergreifende Gültigkeit beanspruchende Intention – sehr wertvoll gewesen wäre.

Silvio Bär, Oslo

Enrico Emanuele Prodi (ed.): Τζετζικαὶ ἔρευναί. EIKASMOS. Quaderni Bolognesi di Filologia Classica. Studi Online 4. Pàtron, Bologna 2022. XXXV, 481 p.

I saggi raccolti nel volume che qui si presenta riescono nell'intento forse più arduo per gli studi su Giovanni Tzetzes, riuscire cioè a illustrare in modo unitario la polimorfa complessità del grande Bizantino. Lo Tzetzes viene emergendo col suo profilo magmatico, capace di tenere insieme gli opposti, come quando scrive di figure parossistiche quali l'eroe storico Alessandro e l'antieroe mitico Tersite – cui non manca di identificarsi con una *pointe* di ironia in contrapposizione a Eustazio di Tessalonica, novello Odisseo. All'attenzione della silloge non sfuggono aspetti minori negli scritti dello Tzetzes come la produzione di argomento religioso (*Hypomnema* per S. Lucia, BHG 996), né sono estrinseci àmbiti che nella letteratura di argomento vengono arati segnatamente negli ultimi anni, come l'investigazione della tendenza tzetziaca a citare il proprio nome nelle proprie pagine e nei margini delle opere, lo sdegno verso i tentativi di plagio.

Ma l'attività in cui il Nostro eccelle è l'esegesi dei classici: in tale prospettiva le pagine del presente volume collettaneo percorrono, con scatti di originalità, *inter alia* l'interpretazione allegorica di Omero, i commenti a Esiodo e Licofrone, i *Carmina Iliaca* e le *Chiliades*, fino a individuare in quest'ultimo scritto un punto di osservazione privilegiato, giacché in tale opera lo Tzetzes si dedicava a commentare e sviluppare le sue proprie lettere, tanto da farsi esegeta di sé stesso; Tzetzes è infatti autore che guarda tanto fuori di sé quanto verso di sé.

L'audacia del Nostro è proteiforme e bene si esplica nella capacità di redigere *de facto* il più antico prospetto di storia della filologia classica a noi conosciuto, abbracciando le vicende della cura testuale dai Pisistratidi agli Alessandrini nei *Prolegomena de comoedia*.

Per la medesima via emerge con sempre maggior intensità il senso del classicismo professionale dello Tzetzes, per il quale il libro è molto più del testo che contiene; egli assomma all'interesse per la lettura dotta lo zelo per il contenente, avvertendo nel secondo la condizione imprescindibile per la prima ed essa, a sua volta, non si arresterà a un mero esercizio erudito ma si eleverà a grammatica del mondo, filtro culturale per interpretare la storia. Il tutto con la *parrhesia* di chi interloquisce con gli antichi, tanto da rimproverare a Licofrone di aver abusato del termine ἀσκέραι, perché in Ipponatte il lemma significava non già degli stivali bensì dei sandali.

Nulla, tuttavia, farà ombra all'ammirazione più vera che animasse lo Tzetzes, cioè quella per i suoi propri scritti. Sulla scorta del *genius* comune ai saggi dell'opera, si potrà allora figurare il dispositivo decisivo che percorre e anima la produzione tzetziaca, allorché questi voleva accreditarsi come λογιστής τῶν παλαιῶν καὶ νέων (*Iamb.* 360): il dotto bizantino passava sotto scrutinio tanto gli scrittori antichi quanto i copisti moderni,

fino a farsi censore della sua medesima persona, con la disposizione d'animo inflessibile di chi cura in tutte le fibre l'oggetto che ha tra le mani. L'attenzione per la *traditio textus* nello Tzetzes è non meno sollecita che quella per la lettera, perché complementari nel loro ultimo approdo, il libro.

«*Studia Tzetziana nostris temporibus neglecta fere iacere quis est, quin sciat?*»: se tali parole di Heinrich Giske potevano valere nel 1881 ma non valgono oggi, è soprattutto da ascrivere a merito di intraprese scientifiche come questa.

Tiziano Ottobrini, Bergamo

Raquel Fornieles: *The Concept of News in Ancient Greek Literature*. Trends in Classics Supplementary Volumes 141. De Gruyter, Berlin/Boston 2023. XII, 269 p.

L'ouvrage de Raquel Fornieles (F.), issu de la thèse de doctorat de l'auteure, explore le concept de «nouvelle» dans la littérature grecque, des poèmes homériques aux œuvres des orateurs attiques du IV^e s. av. J.-C., par le biais d'une recherche lexicale et syntaxique. Façonné par des contextes culturels particuliers et par des pratiques de communication spécifiques, le concept de «nouvelle», central dans les études de journalisme, reste difficilement saisissable: c'est le constat initial de F., qui se concentre sur les données linguistiques afin de délimiter, d'un point de vue émique, le champ sémantique de la «nouvelle» dans les textes grecs. Ainsi, F. analyse les occurrences d'ἄγγελος (une création lexicale grecque, selon l'auteure), de ses nombreux dérivés et de leurs composés, pour un total de 52 mots au sein d'un corpus sélectif: *Iliade* et *Odyssée*, épinicies et dithyrambes de Pindare et Bacchylide, tragédies d'Eschyle, de Sophocle et d'Euripide, comédies d'Aristophane, ouvrages historiques d'Hérodote, de Thucydide et de Xénophon, discours d'Isocrate, de Lysias, d'Eschine et de Démosthène. Il s'agit d'un type d'étude qui n'avait été conduite, jusqu'à présent, que de manière partielle, relativement à des termes précis (p. ex. la distinction entre ἄγγελος et κήρυξ) ou au sein de certains textes (p. ex. l'emploi d'ἀγγελίη dans les poèmes homériques). Le vaste corpus choisi par l'auteure permet d'observer comment diverses pratiques communicationnelles, représentées dans tant de domaines littéraires, sous-tendent l'idée de nouvelle et la déclinent de différentes manières. Entre autres, F. montre comment de nombreux dérivés d'ἄγγελος subissent une spécialisation progressive, non seulement dans le cadre de la diffusion des nouvelles, mais aussi dans les domaines guerrier (p. ex. ἐξάγγελος, «espion»), politique (ἀγγελιφόρος, «chambellan» du roi de Perse) et judiciaire (εἰσαγγελία, «dénonciation»). Le chapitre conclusif est consacré aux stratégies de falsification de l'information, aujourd'hui dénommées *fake news* et, comme F. le relève, déjà stratégiquement employées, *mutatis mutandis*, aussi bien dans les intrigues des tragédies que dans la réalité des faits narrés par les historiens. Bien documenté et très clairement structuré, cet ouvrage est destiné à devenir une référence dans les études sur l'histoire des médias et représente une base de travail précieuse pour l'helléniste souhaitant élargir l'enquête au-delà du corpus examiné par l'auteure.

Ombretta Cesca, Lausanne

Marco Fattori: *Studi su accento e correptio iambica in Plauto*. Testi e manuali per l'insegnamento universitario del latino 152. Pàtron Editore, Bologna 2022. 94 p.

Lo studio si incarica di affrontare una questione difficile come la *correptio iambica* (= CI) in Plauto, riuscendo nell'intento di offrire un contributo chiaro e originale su aspetti di

grande momento; decisiva in tale traiettoria è la torsione impressa dall'Autore al proprio ambito di indagine, l'analisi specifica dei fatti di accento nell'abbreviamento in oggetto.

Si tratta, infatti, del secondo dei tre criteri già sintetizzati da Cesare Questa circa le restrizioni che ostano a che si realizzi la CI: la sillaba abbreviata non deve essere accentata (2), insieme con il principio per cui la sequenza abbreviata deve formare un unico *elementum* (1) e quello per cui tra *breuis* e *breuianda* non deve intercorrere fine assoluta di parola, a meno che la prima non sia un monosillabo (3). La presente indagine mostra convincentemente che, in realtà, la sillaba tonica non esercita un'effettiva inibizione alla CI, tanto che abbreviamenti prima considerati regolari del tipo *sēd ūxorem* (con sillaba *breuianda* atona) e abbreviamenti per l'innanzi valutati come irregolari del tipo *sēd ūxor* (o anche *sēd ōptume*) risultano avere una frequenza analoga (circa il 10% dei casi possibili).

Per contro, varrà avvertire che l'infrequenza della CI in quadrisillabi con penultima sillaba breve (es. *miserrimus*), pur con configurazione prosodica rapportabile al tipo *sed optume*, deve essere intesa non come impedita dall'accento bensì quale conseguenza del fatto che Plauto inclinasse a impiegare tali quadrisillabi negli ultimi due piedi delle clausole giambiche in fine di verso o prima di pausa forte nell'interno di verso, ragion per cui un abbreviamento in tale sede sarebbe stato *de facto* inutile. Resta invece valida la renitenza alla CI per fatti di accento laddove la penultima sillaba sia lunga (es. **āmāntem*), verisimilmente per non intaccare il tratto fonologico distintivo.

Quest'ultimo rilievo permette di apprezzare il secondo pregio dell'opera, il tentativo di esplicitare le ragioni della CI superando la mera ipotesi «linguistica» o il solo paradigma «metricista», a favore di una prospettazione «prosodistica», capace di contemperare le acquisizioni delle prime due in un'unità originale: alla computazione come breve di una sillaba pesante di un gruppo giambico corrisponderebbe una *pronuncia* leggermente più rapida.

L'importanza degli esiti qui conseguiti invita a formulare l'augurio, con l'Autore, che ulteriori e consimili analisi possano essere estese a Terenzio e al teatro latino in frammenti.

Tiziano Ottobrini, Bergamo

Cédric Scheidegger Lämmle/Gesine Manuwald: Cicero: Opera omnia ed. Andreas Cratander, Basel 1528. Reproduction of the copy of the University Library in Basel = Reproduktion des Exemplars der Basler Universitätsbibliothek. Schwabe Verlag, Basel 2022. 1976 p.

C'est un drôle de pari que tentent Cédric Scheidegger Lämmle (CSL) et Gesine Manuwald (GM) en reproduisant une édition des œuvres complètes de Cicéron datant de 1528. Est-il encore pertinent, au XXI^e siècle, avec les progrès réalisés dans l'édition critique des textes antiques et l'accès aisé aux éditions anciennes sur le web, de reproduire une édition du XVI^e siècle? CSL et GM, soutenus par la fondation Patrum Lumen Sustine, en sont persuadés: pour eux, cette édition de l'imprimeur bâlois Andreas Cratander est représentative de la culture de l'imprimé à la Renaissance; de plus, il s'agit de Cicéron, auteur-référence pour les humanistes à bien des égards; enfin, l'exemplaire choisi pour cette reproduction a appartenu à un intellectuel de premier rang, Martin Borrhaus, et contient ses annotations manuscrites témoignant des débats de son temps.

L'édition se présente en deux volumes de grand format comprenant les trois tomes de l'édition originale (les œuvres rhétoriques, les discours, les lettres et les œuvres

philosophiques). L'essai introductif de CSL et GM, en anglais et allemand, permet d'appréhender l'édition de Cratander sous toutes ses coutures, en traitant notamment du rôle de Bâle comme centre d'impression humaniste, de l'imprimeur Cratander, de la vie de Cicéron ou encore du *Nachleben* de l'édition de 1528. S'ensuivent la transcription de l'épître dédicatoire de Cratander avec une traduction en anglais et en allemand, une annotation critique de ce texte et quelques illustrations en couleur de l'édition originale.

Cet appareil scientifique permet de mieux saisir les enjeux intellectuels et éditoriaux qui entourent une telle publication au XVI^e siècle. Un seul point me paraît mériter quelque nuance: CSL et GM prétendent que Cratander a établi le texte en se basant systématiquement sur les manuscrits et en appliquant rigoureusement les méthodes de critique textuelle (introduction, p. 12–13). Ces méthodes étaient toutefois encore éloignées de celles de la philologie moderne, dans la mesure où les humanistes s'appuyaient souvent sur des éditions déjà existantes pour établir le texte et ne recouraient aux manuscrits que lorsqu'un passage leur semblait suspect. Cratander a sans doute procédé ainsi pour établir le texte de Cicéron, d'autant que, comme le signalent CSL et GM (p. 12), l'imprimeur bâlois reprend l'appareil exégétique des éditions antérieures.

On relèvera enfin le travail de qualité réalisé par Schwabe pour produire ces deux volumes en grand format qui attireront à coup sûr l'œil des bibliophiles.

Kevin Bovier, Fribourg

Konstantin Ameis: Heimliche Nachtaktionen in der Thebais des Statius. Orbis Antiquus 57. Aschendorff, Münster 2022. X, 408 S.

Fear not because of the title, there is nothing obscure in K. Ameis' book. Rather it sheds light on an often acknowledged but rarely studied fact: a large part of the action in the *Thebaid* unfolds between dusk and dawn. As the title makes clear, this monograph is not concerned with all events happening after sunset but specifically with clandestine nocturnal enterprises. This definition allows the author to not restrict the scope of his investigations to treacherous attacks taking place at night (Tydeus' ambush, the Lemnian massacre and the Argive raid on the sleeping Thebans) but to also include more virtuous nocturnal initiatives, such as Hypsipyle's rescue of her father, Hopleus and Dymas' search for their captains' bodies and Argia's secret funeral rites for Polynices. This distinction between *nefas* and *pietas* underlies the whole monograph and resurfaces in each chapter, as the six aforementioned passages are discussed in relation to various aspects of nocturnal action: positive or negative appraisal in contrast to daytime action (chapter 1), transgression of human and gender boundaries by characters in the epic (chapter 2), the growing influence of infernal forces (chapter 3) and the paradox of achieving fame through invisible actions (chapter 4). All chapters are based on fine literary analyses of the passages and include intertextual comparisons (essentially with the Doloneia in *Iliad* 10 and Nisus and Euryalus' expedition in *Aeneid* 9) highlighting how Statius' deviations from the tradition connect with key themes of the epic. It must be noted that the focus of this monograph is mostly on the actions taking place in a nocturnal setting and not so much on nighttime itself. Readers interested in other aspects of night and darkness in the *Thebaid* might wish to complement the information from K. Ameis' book by consulting corresponding sections in M. Tomcik, *Aurores et crépuscules dans la Thébaïde de Stace* (Leiden 2023), which concentrates on liminal passages describing the beginning and end of night. Overall, K. Ameis' monograph has the qualities expected from a PhD dissertation (Münster 2020) without the drawbacks: themes and passages are investigated thor-

oughly, while always bearing in mind their relevance to the main argument, which is well defined and clearly structured. Chapters are divided into short manageable sections and, as a whole, the book is written in a simple, straightforward style, making this valuable contribution accessible to non-German readers. A definite must-read for all *Thebaid* scholars!

Melissande Tomcik, Toronto

Markus Stachon: Sueton, De poetis. Text, Übersetzung und Kommentar zu den erhaltenen Viten nebst begründeten Mutmaßungen zu den verlorenen Kapiteln. Wissenschaftliche Kommentare zu griechischen und lateinischen Schriftstellern. Universitätsverlag Winter, Heidelberg 2021. 580 S.

Markus Stachons (St.) Habilitationsschrift (Bonn 2019) ist ein fleissiges Stück Grundlagenarbeit, an dem für die Forschung zu Sueton und zur kaiserzeitlichen Dichterbiographie auf absehbare Zeit kein Weg vorbeiführen wird.

Der Band umfasst nach der Einleitung zunächst eine Edition von fünf primärüberlieferten Viten mit schöner Übersetzung. Bemerkenswert ist hier vor allem die Präsentation der nur in einer Überarbeitung Donats überlieferten Vergilvita, die St. in einer purgierten Form abdruckt: Als Zusätze Donats identifizierte Stellen streicht er aus dem Haupttext und setzt sie in den Apparat, stets mit eingehender Begründung im Kommentar. Unter textkritischen Gesichtspunkten wirkt die Edition leider etwas unmethodisch: Da St. einen «Lesetext» auf Grundlage der massgeblichen Ausgaben bieten möchte und nur digitalisierte Hss. vergleicht (25 f.; 29), hätte sich aus Sicht des Rezensenten eindeutig ein schlanker, präzise mit dem Kommentar abgestimmter Auswahlapparat empfohlen. Stattdessen bietet er einen Apparat, der mit paläographischen Trivialitäten aus den Hss. und teils überholten Konjekturen heillos überladen ist.

Der Kommentar zu den primärüberlieferten Viten ist das Kernstück der Arbeit. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem biographischen Ertrag der fünf Schriften. Anders gesagt: St. interessiert sich deutlich mehr für die Protagonisten der Viten als für den Biographen Sueton. Damit reiht sich der Kommentar in eine Forschungstradition ein, die Sueton mehr als einen «Informationssteinbruch» und weniger als einen um seiner selbst willen lesenswerten Autor betrachtet – eine Schwerpunktsetzung, die freilich immer noch vielen modernen Lesern entgegenkommen dürfte.

Die beiden letzten Kapitel sind der Rekonstruktion der Vitensammlung über das Primärüberlieferte hinaus gewidmet. Zunächst bietet St. eine Sammlung von Fragmenten bezeugter Viten; die zwar nur in einem Auszug, aber dennoch selbstständig überlieferte Tibullvita hätte nicht hier (338 f.), sondern gemeinsam mit den anderen primärüberlieferten Viten behandelt werden sollen. Es folgt ein Teil zu weiteren, unbezeugten Dichterviten. Insbesondere in diesem zweiten Teil führt St.s Rekonstruktionsmethode, nicht nur Rezeptionsspuren, sondern auch mögliche Quellen für die postulierten Viten zu sammeln und nach den für Sueton typischen Rubriken anzuordnen (31–34), zu interessanten, aber naturgemäss oft hypothetischen Einsichten – eben «Mutmassungen».

Ein echter Mangel ist das Fehlen eines Personen-, Sach- und Stellenregisters.

Henning Ohst, Wolfenbüttel

Romeo Dell’Era: Le iscrizioni romane del Canton Ticino. Prefazione di Gian Luca Gregori. Strumenti Storico-Bibliografici 12. Casagrande, Bellinzona 2022. 329 p.

2022 war für die Erforschung römischer Inschriften auf dem Gebiet der heutigen Schweiz ein wichtiges Jahr. Nicht nur erfolgte die Veröffentlichung von Anne Kolbs *Tituli Helvetici* (Bonn 2022), zusätzlich präsentierte Romeo Dell’Era (D.) erstmals eine systematische Sammlung römischer Inschriften, die auf dem Gebiet des Kantons Tessin gefunden wurden. Diese umfasst 34 vom Autor wo immer möglich persönlich in Augenschein genommene Steinzeugnisse, die er nach Orten geordnet vorlegt.

Das Buch beginnt mit einer Einleitung (15–25), welche eine Forschungsgeschichte sowie eine Beschreibung der Zielsetzungen und Methoden umfasst. Katalogeinträge (29–280) bieten Informationen zu Fundkontexten und aktuellen Aufbewahrungsorten, zu Inschriftenträgern und -texten, die D. reich bebildert zusammen mit italienischen Übersetzungen und umfassenden Kommentaren unter kritischer Berücksichtigung früherer Editionen präsentiert. Von besonderem Interesse sind die testamentarische Stiftung des *IVvir Romatius* zugunsten der *Primosubinates* aus Riva San Vitale (Nr. 13), eine Weihung zu Ehren Merkurs durch C. Capellinus Sora aus Stabio (Nr. 17) sowie eine Inschriftenfragmente aus Sonvico, die vom Verfasser als Teil einer Hermenstele gedeutet werden (Nr. 27). Ergänzt werden diese Ausführungen durch einen Appendix (281–288), in welchem D. unter anderem auf Fälschungen sowie auf irrigerweise in römische Zeit datierte Zeugnisse eingeht. Weiterführende Literatur zu Inschriften auf *instrumentum domesticum*, die aus methodischen Gründen sinnvollerweise aus der Zusammenstellung ausgegliedert wurden, findet sich am Ende der Studie. Die Arbeit wird durch einen hilfreichen Index (295–297) sowie durch eine Bibliographie beschlossen.

D.s Publikation besticht durch ihre präzisen, minutiösen und systematischen Einzeluntersuchungen. Allenfalls hätten Einträge nach dem Vorbild des *Corpus Inscriptionum Latinarum* oder Gerold Walsers *Römische Inschriften in der Schweiz I–III* (Bern 1979–1980) gekürzt und in ihrer Argumentation dadurch fokussiert werden können, doch erlauben gerade D.s detailreich ausgearbeitete Ausführungen allen Interessierten wertvolle und zugleich verständliche Einblicke in die römische Inschriftenlandschaft des Tessins. Insgesamt bietet der Band damit Grundlagen für künftige historische Forschungen, beispielsweise zum Wandel des lokalen *epigraphic habit*. Der verdienstvollen Studie kommt somit zu Recht ein Platz im Kontext aktueller Forschungen zu römischen Inschriften auf dem Gebiet der heutigen Schweiz zu.

Nikolas Hächler, Zürich

Maria José Estarán Tolosa/Emmanuel Dupraz/Michel Aberson (éds): Des mots pour les dieux. Dédicaces culturelles dans les langues indigènes de la Méditerranée occidentale. EGeA 8. Peter Lang, Bern 2021. 410 p.

L’épigraphie est l’une des disciplines qui peuvent fournir le plus d’informations sur la complexité du phénomène religieux dans l’Antiquité, tant dans sa dimension individuelle que collective. En ce sens, le présent volume apporte une contribution majeure en jetant un regard neuf sur une documentation parfois injustement considérée comme périphérique: il s’inscrit dans le sillage d’autres études sur les dédicaces religieuses antiques, mais présente la nouveauté de s’intéresser spécifiquement aux langues et cultures autochtones de l’Europe occidentale. Pour leur connaissance, il existe une abondante documentation écrite, bien qu’elle soit encore sous-exploitée dans le domaine de l’histoire des religions.

À cet égard, ce travail collectif constitue une avancée substantielle. D'une part, il offre une meilleure compréhension du genre épigraphique des *tituli sacri*, et plus particulièrement des dédicaces culturelles. D'autre part, dans sa perspective essentiellement comparative, il met en lumière une série d'éléments communs dans les différentes cultures paléo-européennes. Dans une Méditerranée essentiellement connectée, les peuples indigènes ont en effet cohabité avec d'autres civilisations, et ont été perméables aux innovations qu'elles leur apportaient. Ces éléments d'influence, qualifiés de «*koiné* épigraphique», sont essentiels tant pour tracer la circulation des idées, que parce qu'ils permettent de faire progresser notre connaissance de langues et de cultures épigraphiques encore largement opaques, malgré la richesse des textes conservés – pensons par exemple aux mondes étrusque, ibérique ou gaulois, pour ne citer que quelques-uns des *corpora* analysés.

L'ouvrage est structuré en fonction des différentes aires culturelles: la péninsule italique, le monde phénico-punique, l'Ibérie et les aires gauloise et germanique. Cependant, il ne s'agit pas de compartiments étanches, et les travaux se répondent souvent, avec des questions et des approches communes. Il s'agit donc d'un travail important, non seulement parce qu'il concerne directement des phénomènes anthropologiques de premier ordre, comme le passage de l'oralité à l'écriture ou la cristallisation du phénomène religieux comme pratique textuelle, mais aussi parce qu'il contribue à établir une méthode de travail, celle de l'étude croisée des cultures épigraphiques, qui continuera certainement à produire des résultats très pertinents à l'avenir.

Noemí Moncunill, Barcelona

Mika Kajava: Naming gods. An onomastic study of divine epithets derived from Roman anthroponyms. Commentationes Humanarum Litterarum 144. Societas Scientiarum Fennica, Helsinki 2022. 159 p.

Poursuivant la tradition finlandaise des recherches dédiées à l'onomastique latine, M. Kajava consacre ce bref ouvrage à un cas spécifique de la discipline, quantitativement marginal de l'aveu même de l'auteur, à savoir l'étude des épithètes divines dérivées d'anthroponymes. Le sujet n'avait jusqu'à présent pas reçu de traitement systématique. L'ensemble prend la forme d'un catalogue organisé selon des critères typologiques et géographiques. L'immense majorité des occurrences provient de Rome ou d'Italie centrale, et plus des deux tiers sont formés du suffixe *-ianus/a* adjoint à un *nomen* ou à un *cognomen*. Justifiée par le fait que, dans le monde romain, une structure binominale linguistiquement identique régit les théonymes et les anthroponymes, la délimitation du sujet exclut les épithètes dérivées de groupes (sub)ethniques, souvent en lien avec la toponymie. Ont de même été écartés les exemples transmis par les témoignages littéraires, toutefois souvent considérés dans la recherche moderne.

L'apport principal d'un tel traitement est double. 1) La mise en série permet à l'auteur de réfuter des cas dont l'authenticité était débattue. M. Kajava revendique ainsi 34 nouvelles lectures et interprétations, alléguant notamment de possibles ligatures, malheureusement impossibles à apprécier en l'absence d'illustrations. L'essentiel de ces réévaluations repose sur une compréhension différente du second élément du nom de la divinité, qu'il s'agisse d'un autre théonyme en apposition, d'épithètes ou de noms communs interprétés erronément, de jeux d'assonance (par ex. des nymphes jumelles, *Geminae*, en lien avec un *Geminus*) etc. 2) La chronologie souligne une évolution dans la perception du lien divinité-mortel. Les premières attestations certaines, dès le 1^{er} s. av. J.-C. –

le schéma théonyme + *nomen* parfois considéré comme usage républicain devant être rejeté – consistent en des cas typiques de métonymie. L'adjectif désignant le propriétaire de l'aire sacrée est transféré du nom générique à la divinité elle-même (*aedes Apollinis Sosiana* > *Apollon Sosianus*). Les épithètes dérivées de *cognomina* deviennent quant à elles plus fréquentes à partir du II^e s. apr. J.-C., dénotant une relation particulière entre une divinité et un groupe familial, et non plus avec un monument spécifique. L'hypothèse s'accorde avec la principale fonction du suffixe *-ianus/a*, caractérisant l'appartenance, ainsi qu'avec le fait que la plupart des divinités concernées relèvent de la protection personnelle (Hercule, Silvanus, Apollon, les lares).

Xavier Mabillard, Fribourg

Claire Le Feuvre: Homer from Z to A. Metrics, Linguistics, and Zenodotus. Brill's Studies in Indo-European Languages & Linguistics 24. Brill, Leiden 2022. XI, 351 p.

Mit gewohnter forensischer Akribie nimmt es sich CLF zur Aufgabe, die Homerlesungen des alexandrinischen Philologen Zenodots von Ephesos (fl. 3. Jh. v. u. Z.) ins Rampenlicht zu rücken und diesen mittels metrischer und sprachhistorischer Analyse Vorrang zuzusprechen. Anhand von neun Studien zu spezifischen Wortformen und Passagen wird dargelegt, dass sich der sogenannte Vater der Textkritik auf Versionen der *Ilias* und der *Odyssee* beruft, die sowohl der Vulgata als auch den sophistischen und anderen alexandrinischen Überlegungen zum Text vorangehen.

Nach einer kurzen Einführung in die homerische Textkritik, Zenodots Rolle für letztere, und das Corpus an Scholia, das dem Buch zu Grunde liegt, nebst damit einhergehenden Komplikationen (S. 1–18), stellt CLF die Typen zenodotischer Abweichungen vor (unverwandte Varianten; Varianten mit Unterschieden im Wortbruch, morphologischer, lexischer, syntaktischer, phonologischer, dialektbezogener oder diachroner Art; S. 19–39), erläutert den textkritischen Entscheidungsprozess auf der Basis metrischer, linguistischer, corpus-basierter und anderer Kriterien (S. 39–72) und stellt die These auf, dass eine von Zenodot ausgehende Lektüre der homerischen Epen dem Original näher komme als andere Ansätze (S. 72–81).

Die folgenden neun Kapitel (S. 82–274) bestehen aus Fallstudien von Passagen, die in ihrer Vulgataform metrisch (Γ151–2, δειδρέω; Θ470, ἠοῦς), syntaktisch (B581, καιτάεσσας; Σ576, δονακῆα), morphologisch (A351, Zenodot ἀναπτάς; Ξ37, ὄψείοντες; Φ169, ἰθυπτίωνα) oder semantisch (Δ137, ἔρυμα) problematisch sind. CLF bespricht jeden Fall im Detail, stellt Zenodots Lesarten vor, und erklärt glaubhaft anhand von Parallelen und belegter sprachlicher Wandel, warum die zenodotischen Varianten älter und dem Original getreuer sind. Dabei treten analogische Prozesse zu Tage, auf Basis derer sich die Vulgataformen entwickelt haben: durch neologistische Veränderung, morphophonologische Aktualisierung oder Ersatz originaler, aber nicht mehr verständlicher Vorformen. Die letzten zwei Kapitel (S. 275–291) bieten eine Synthese der Funde und bestärkende Besprechung der Hauptthese.

Die klaren Diskussionen der Einzelfälle, gepaart mit den eindeutig und logisch nachvollziehbaren Argumenten seitens CLF verleihen dieser Monographie Vorbildcharakter bezüglich der produktiven Vereinbarung von Textkritik und klassischer Philologie im traditionellen Sinne sowie historisch-vergleichender Sprachwissenschaft und Indogermanistik.

Robin Meyer, Lausanne

Stephanie Roussou/Philomen Probert: Ancient and Medieval Thought on Greek Enclitics. Oxford University Press, Oxford 2023. XX, 359 p.

Im heutigen Griechischunterricht füllen die Enklitika kaum mehr als eine Fussnote zu den Akzentregeln; ganz anders die vorliegende gelehrte Untersuchung. Die beiden Verfasserinnen, Koryphäen auf dem Gebiet der griechischen Akzentlehre, haben anhand zahlreicher Textzeugen der Meinung nachgespürt, die sich antike Grammatiker und deren Nachfahren in Byzanz über Enklise machten: Welche Wörter sind enklitisch und unter welcher Bedingung wird ein solches Wort akzentuell an das vorausgehende angelehnt? Den Kernbestand bilden drei Traktate, welche in die unter dem Namen des Ps.-Arkadios überlieferte Epitome von Herodians *Περὶ καθολικῆς προσωδίας* eingegangen sind. Obwohl in Anordnung und Beispielen individualisiert sowie unabhängig voneinander als Einzelabhandlung verbreitet, nimmt sich «On enclitics 1» gleichsam als Matrix der ganzen Gruppe aus. Ein weiterer Traktat wird dem nicht sicher datierbaren Grammatiker Charax zugeschrieben; da er andere Meinungen namentlich anführt (z. B. von Aristarch, Philoponos), vermittelt er einen Einblick in die gelehrte Debatte über Enklise. Besondere Aufmerksamkeit kam der Verbform ἔστι zu; als Kopula fungiert sie enklitisch, in Anfangsposition hingegen und als Verbum finitum (‹existiert›, ‹befindet sich›) wird sie paroxyton, ἔστι.

Hauptbestandteil des Buches sind Überlieferung, Edition und Übersetzung der Traktate, und hierin steckt Kärrnerarbeit. Nicht nur galt es, die erstaunlich zahlreichen Textzeugen in den Bibliotheken aufzufinden, sondern zudem den Versuch zu unternehmen, diese jeweils – wenn auch tentativ – in ein Stemma einzuordnen. Neben der Bedeutung als Erstedition aller bekannt gewordenen Texte wartet der Band auch für den Nichtspezialisten mit interessanten Ergebnissen auf. So führt Roussou, intime Kennerin von Herodians Akzentlehre, mittels einer minutiösen Auswertung der Iliasscholien die Spuren einer Grammatikerdiskussion über Enklise bis in die hellenistische Zeit zurück. Umgekehrt belegt die erfolgreich vermarktete Publikation aller hier behandelten Traktate im *Thesaurus Cornucopiae et Horti Adonis* des Aldus Manutius (1496) die Rezeption der antiken Lehrmeinung bei den Humanisten des Quattrocento. Wollte man gültige Ausgaben drucken, setzte dies Kenntnis der Enklise für den Schriftsatz voraus. Aldus hatte vorgesorgt, war doch bei ihm zwei Jahre zuvor die *Griechische Grammatik* des Konstantinos Laskaris erschienen, der um 1482 in Messina zusammen mit Herodians Epitome auch die drei einschlägigen Traktate kopiert hatte.

Margarethe Billerbeck, Fribourg

Valérie Fromentin/Pascale Derron (éds): Écrire l'histoire de son temps, de Thucydide à Ammien Marcellin. Entretiens sur l'Antiquité classique de la Fondation Hardt. Droz, Genève 2022. X, 423 p.

Les 67^e entretiens sur l'Antiquité classique de la Fondation Hardt questionnent la manière dont l'historien ancien regarde l'histoire de son temps. Reliés par les stimulantes pages de discussion, les neuf exposés qui structurent l'ouvrage prouvent que l'historiographie antique ne peut être réduite à un «problème purement littéraire et philologique (p. 190)».

L'histoire du temps présent est souvent cantonnée au modèle hérité de Thucydide, fondé sur une pratique autoptique et le recours aux sources. R. Nicolai démontre toutefois que Thucydide a puisé dans la poésie épique des micro-structures narratives, des motifs empruntés à l'*Iliade* (p. 113). Cette histoire n'est donc pas réductible à un seul

type de source. N. Luraghi interprète ainsi les décrets athéniens gravés sur des stèles comme des textes au «narrative potential (p. 213)» exploités durant les IV^e et III^e s. av. J.-C. pour donner *un sens athénien* à l'histoire récente et E.-M. Becker conçoit les Évangiles comme une *memoria* soucieuse de maîtriser le temps (p. 244).

Le enjeux liés à l'histoire contemporaine varient selon les contextes. A. M. Kemezis voit par exemple dans le modèle d'écriture du temps présent de Velleius Paterculus une valorisation de la figure du successeur subordonné mais actif, pourtant inexistante dans les années 30 ap. J.-C. (p. 300). B. Bleckmann explique quant à lui qu'Ammien Marcellin a certes mobilisé les écrits de la bureaucratie impériale et la production historiographique antérieure mais afin de proposer un récit favorable à Julien au point d'avoir, dans cette perspective, «vielleicht mehr mit einem Hagiographen oder Evangelisten als mit einem Historiker gemein (p. 337)». J. Marincola identifie plusieurs stratégies: publier en différé, alterner critiques et louanges, produire un récit lisse et univoque. Théorisée par V. Fromentin, la distinction entre *persona* historique et *persona* historienne de l'auteur (p.188) interroge la place du «je» dans ce type de récit, tandis que la distinction entre passé et présent dépend des efforts de périodisation (p. 368).

Enfin, G. Schepens et H. Inglebert s'intéressent à la façon dont les Modernes ont théorisé la perception antique du temps présent, notamment à travers le concept de *Zeitgeschichte* (F. Jacoby), discuté car trop englobant et fragilisé par l'impossibilité des «équivalences lexicales entre l'allemand et le grec (p. 376)». Il en ressort l'idée que ladite perception repose moins sur l'existence d'un genre spécifique que sur une variété de pratiques.

Jérôme Kennedy, Valenciennes

Martin Hallmannsecker: Roman Ionia. Constructions of cultural identity in Western Asia Minor. Greek Culture in the Roman World. Cambridge University Pr., Cambridge 2022. XVI, 308 p.

Die Oxforder Dissertation beschäftigt sich mit der strategischen Nutzung von Bezügen auf die Region Ionien als kulturelle Ressource im römischen Kleinasien. Im erweiterten Bezugsrahmen des römischen Reiches sahen sich die Poleis bzw. Einwohner Ioniens, eines weitgehend kohärenten Kulturraums, mit einer enorm angewachsenen, diversen Fremdgruppe konfrontiert, die eine stärkere Akzentuierung des Regionalen provozierte. Ausgehend von soziologischen Konzepten, begreift der Autor Konstruktionen kultureller Identität und Zugehörigkeit als Kapitalform in unterschiedlichen Kontexten. Diesem kulturhistorischen Phänomen nähert er sich anhand literarischer, epigraphischer sowie numismatischer Quellen.

In sechs Kapiteln werden unterschiedliche Aspekte der Konstruktion einer distinkten ionischen Identität untersucht: Die Themenfelder der in sich geschlossenen Analysen reichen von geographischen Vorstellungen (22–59) sowie der soziokulturellen Bedeutung des ionischen Koinons (60–83) über ionische Kulte und Mythen (84–138), Zeitsysteme sowie Onomastik (139–179) bis hin zur Nutzung des ionischen Dialekts (180–199) und der Aneignung ionischer Identität vonseiten milesischer Apoikiai im Schwarzmeergebiet sowie Gemeinden in Pisidien und Phrygien (200–230). Ein Appendix zu Beamten des ionischen Koinons, ein halbes Dutzend Karten, eine umfangreiche Bibliographie und Indices beschliessen den Band.

Die durchweg stringenten, auf einem intensiven Quellenstudium fussenden Einzelergebnisse können an dieser Stelle nicht eingehend thematisiert werden – es sei viel-

mehr auf einige zentrale Punkte hingewiesen: Der Autor hütet sich in seinen Ausführungen stets, stereotypen kulturellen Zuschreibungen zu erliegen, indem er strikt zwischen emischen und etischen Perspektiven unterscheidet. Als übergeordneter Kontext, in dem ionische Identität wiederholt als kulturelle Ressource zum Einsatz kam, ist die kleinasiatische Städtekonkurrenz auszumachen. Die Zeiten höchster Zeugnisdichte koinzidieren derweil mit der Gründung des Panhellenions unter Hadrian sowie der erneuten Erweiterung des Bezugsrahmens durch die *Constitutio Antoniniana* im frühen 3. Jh. n. Chr.

Die Arbeit zeichnet sich, neben dem Reichtum an herangezogenen Quellen, besonders durch ihre konsequent diskursanalytische Methodik aus. Essentialistischen Vorannahmen wird ein diskursiver Konstruktivismus gegenübergestellt, der neue Erkenntnisse zur Kulturgeschichte des römischen Kleinasien, speziell der Region Ionien, zutage fördert.

Samuel Oer de Almeida, Tübingen

Simone Rendina: La prefettura di Antemio e l’Oriente romano. Studi e testi di storia antica 27. Edizioni ETS, Pisa 2020. 294 p.

La fase di passaggio tra il regno di Arcadio e quello di Teodosio II trova uno dei propri cardini in Antemio *senior*, soprattutto durante la sua lunga prefettura al pretorio d’Oriente dal 405 al 414. Rientrando tra i maggiorenti che componevano il *consistorium* di corte cui le *élites* si rivolgevano, il prefetto, infatti, presentava spesso *suggestiones* capaci di diventare rapidamente leggi; in tale prospettiva Antemio si segnalò nel tentativo di conservare l’ordine in situazioni di tensione religiosa, in ispecie ad Alessandria.

Antemio si staglia nella funzione di reggente della *pars Orientis* in corrispondenza della minorità del citato Teodosio II e per l’impegno profuso in favore dell’erezione delle mura di Costantinopoli, stante che, come mostrano le pagine di Sinesio, ebbe altresì un rilevante ascendente anche sui dignitari costantinopolitani; elemento di forza di Antemio viene delineandosi viepiù la sua rete di parentele e amicizie, la quale si mantenne anche tra i successori, tanto che una sua figlia al principio del V secolo avrebbe sposato il generale Procopio, avendone il futuro imperatore Antemio.

L’istituzione prefettizia poteva avere coinvolgimento in crisi politiche determinate da motivi religiosi, comportando che il prefetto fosse referente di richieste di vescovi, sacerdoti e monaci: nella cornice di tale intreccio con l’ambito ecclesiastico, quantunque le fonti non ne facciano espressamente il nome per timore di ritorsioni, nel 404 Antemio dovette ostacolare il ritorno a Costantinopoli di Giovanni Crisostomo dall’esilio.

Un ulteriore fuoco di interesse sull’attività di Antemio chiede di essere ultimamente individuato nei contatti che promosse con l’aula persiana, soprattutto al tempo delle sue ambascerie tra il 377 e il 383 (prima quindi della prefettura), culminanti nella pace che nel 408/409 sarebbe stata sancita tra Costantinopoli e la Persia medesima, destinata a durare cento anni; è verisimile che Antemio abbia esercitato una mediazione rilevante, concretatasi in una costituzione pervenuta nel *Codex Iustinianus* e relativa al disciplinamento degli scambi commerciali sul *limes* romano-persiano.

L’opera si compone, infine, di immagini (p. [29]), bibliografia (pp. [231]–269), indice dei personaggi antichi e mitici (pp. [271]–277), indice dei luoghi e dei popoli (pp. [279]–282) e fonti letterarie ed epigrafiche (pp. [283]–292).

Tiziano Ottobrini, Bergamo

Raimund Schulz/Uwe Walter: Griechische Geschichte ca. 800–322 v. Chr. Band 1: Darstellung. De Gruyter Oldenburg, Berlin 2022. XV, 278 S.

Raimund Schulz/Uwe Walter: Griechische Geschichte ca. 800–322 v. Chr. Band 2: Forschung und Literatur. De Gruyter Oldenburg, Berlin 2022. XV, 378 S.

Geschichte ist ›in‹ – zumindest, wenn sie in farbenfrohen Videoclips und einfacher Sprache auf sieben Minuten komprimiert an den Mann bzw. an die Frau gebracht wird. Ob sich zwei Bände mit fast siebenhundert Seiten Text ohne Bebilderung in diesem unserem YouTube-Zeitalter zum Kassenschlager entwickeln werden, scheint darum vielleicht eher fraglich. Doch dass die von Raimund Schulz und Uwe Walter vorgelegte, von der Erfindung der Alphabetschrift (ca. 800 v. Chr.) bis zum Tode Alexanders des Grossen (322 v. Chr.) reichende Darstellung der griechischen Geschichte mit ihrem Material- und Perspektivenreichtum in das Bücherregal jedes Altertumsforschers, jeder Altertumsforschlerin gehört, macht nur schon eine kursorische Durchsicht der beiden Bände deutlich. Als Bestandteil der bewährten Reihe *Oldenbourg Grundriss der Geschichte* wird gemäss Vorwort der Herausgeber «ein Mittel der Orientierung sowohl für Studierende wie für Lehrende» versprochen, welches «aus der Vogelschau Einsichten gewährt, die aus anderen Perspektiven schwerlich zu gewinnen wären» (Bd. 1, v). Die eigentliche, chronologische Darstellung der griechischen Geschichte in dem genannten Zeitrahmen erfolgt im ersten Band und kommt mit nur minimalen Verweisen auf Primär- und Sekundärquellen aus – diese sind in den zweiten Band in eine umfassende, teils historisch, teils geographisch, teils chronologisch strukturierte Diskussion der Forschungs- und Ideengeschichte ausgelagert. Mit anderen Worten stellt Band 2 ein kohärentes Narrativ dessen dar, was in Darstellungen traditionelleren Zuschnitts in Form von Anmerkungen daherkommt. Diese unkonventionelle Anordnung bzw. Zweiteilung des Stoffes erscheint überaus nützlich, da sie die Anforderungen und Bedürfnisse unterschiedlicher Leserkreise sehr gut bedient: Einerseits können sich Studierende (oder auch interessierte Laien) einen ›balastfreien‹ Überblick über die griechische Geschichte verschaffen; andererseits haben Forschende einen direkten Zugriff auf das für sie relevante Material in zusammenhängender Präsentation. Ferner gestattet es die übersichtliche Gliederung mittels Stichwörtern an den Rändern, die beiden Bände bei Bedarf auch als Nachschlagewerke zu nutzen. Eine tabellarische Übersicht über die wichtigsten historischen Ereignisse, ein nützliches Glossar sowie verschiedene Karten beschliessen den ersten Band, während der zweite über ein mehr als siebzig Seiten umfassendes, thematisch sortiertes Literaturverzeichnis verfügt, das ein vertieftes Weiterarbeiten in jede erdenkliche Richtung ermöglicht. Nur für die Bilder muss man weiterhin auf YouTube ausweichen.

Silvio Bär, Oslo

Giuseppe Squillace: Gli inganni di Cleopatra. Fonti per lo studio dei profumi antichi. Olschki, Firenze 2022. X, 191 p.

Se c'è un aspetto quasi irrimediabilmente svaporato della cultura antica, questo è sicuramente l'ambito dei profumi che dovevano traversare quei tempi. Per questo motivo si accoglie con favore pari a curiosità la presente silloge di *fontes* relativi alle essenze del mondo antico.

Il titolo evocativo si origina da un icastico luogo della *Farsaglia* di Lucano (X,104–171), laddove si illustra l'astuzia olfattiva della maliarda Cleopatra, intenta a far aspergere di essenze preziose i banchetti per ingraziarsi Cesare vincitore a Farsàlo nel 48 a.C. Parimenti, Plutarco nella vita di Marco Antonio (cap. 26) evocava l'episodio in cui la

regina nel 41 a.C. risalì il fiume Cidno per incontrare il triumviro romano a Tarso, incantando gli astanti per la sontuosità della propria imbarcazione, che assommava a una poppa d'oro una scia di profumo sinuoso intriso alle vele.

Il pendolo dell'attenzione oscilla tra le ricette di profumi a uso terapeutico o medico e le attestazioni epigrammatiche di effluvi, quali sono ad esempio restituite nel caso di Cosmo e Nicerote (Marziale ricorda, in *Epigr.* I,87, che le pastiglie di Cosmo servivano a Fescennia per coprire gli olezzi del vino trincato la sera precedente ovvero, *ibid.* VI,55, che gli odori dei vasi di piombo di Nicerote facevano rimpiangere di non avere alcun odore, lungi dall'averne un buon odore come invece prospettato: *malo quam bene olere nil olere*, v. 5).

Il libro spazia così ricuperando attestazioni meno conosciute come le notizie epigrafiche sui profumieri (non mancano iscrizioni di *sanatio* dai santuari di Asclepio dislocati in tutta la Grecia, per guarigioni impetrate dal dio mediante impasti con olio di rosa e di malva), parimenti alla valorizzazione degli aromi in cucina, sia nelle ricette greche di Archestrato sia in quelle latine di Apicio. In modo non dissimile, vengono illustrate le personalità di Antioco IV l'Epifane e dell'imperatore Eliogabalo, dediti a impreziosirsi con ungenti aromatizzati fino all'eccentricità.

Centrale è la *ratio* che stringe in unità alcuni racconti mitici e le piante aromatiche: consta di qui, in ispecie, la storia di Mirra, di Dafne e di Narciso, non meno di quella dell'Araba Fenice, sempre giovane in quanto mortale ma eterna. Fastidio del percorso così delineato si configura il ripensamento che il mondo concettuale dei profumi sollecita, nella riabilitazione cui va incontro dopo la condanna profferita da Socrate in Senofonte (*Symp.* II,2–4), ove si stigmatizzava l'uso di profumi da parte delle donne come strumento per infiacchire le forze virili. E se l'Arabia poteva notoriamente dirsi *Eudaimon/Felix* era proprio merito delle diverse ed esuberanti specie aromatifere che punteggiavano i suoi strapiombi di luce, inamidati di volute d'olezzi (cfr. Diod., *Bibl. hist.* II,49 e III,46,4–5).

Tiziano Ottobri, Bergamo

Claudio Vacanti: Lucio Elio Seiano. Il potere all'ombra dell'imperatore Tiberio. Studi Storici 391. Carocci, Roma 2022. 213 p.

De la vie du préfet du prétoire L. Aelius Seianus (S.) on connaît surtout les dernières années et sa chute lorsque, consul, il est accusé par Tibère (Ti.) de fomenter une conjuration. Arrêté et exécuté, il laisse une image de traître chez les auteurs postérieurs. Pourtant, la carrière menée par S. sous Auguste et Ti. est exemplaire à bien des égards. Il noue très tôt une relation de confiance avec Ti., refuse de quitter l'ordre équestre, devient préfet du prétoire et donc un conseiller privilégié de l'empereur. Tout en cultivant ses liens avec le pouvoir, S. construit un réseau d'amitiés solide constitué de sénateurs, de chevaliers et de soldats des cohortes prétoriennes. Il entretient aussi une relation avec Livilla, épouse de Drusus, et demande même sa main après la mort de ce dernier. S. gravite donc dans les plus hautes sphères de l'Empire. Claudio Vacanti (V.) propose une biographie bienvenue de S. puisqu'elle met en lumière un personnage de premier ordre bien qu'extérieur à la *Domus Augusta*. Le premier chapitre est surtout consacré aux traditions antique et moderne sur le sujet. La suite de l'ouvrage (5 chap.) est organisée chronologiquement, des origines à la chute. Chaque fin de chapitre est agrémentée d'une bibliographie spécifique. Pour chaque étape de la carrière de S., V. expose les différents récits antiques et hypothèses modernes formulés sur le sujet, p. ex. lorsqu'il évoque les « fiançailles » de S. et Livilla (p. 113–114) ou encore les raisons de la chute du préfet

(p. 137–138). Sur ce dernier point, grandement débattu, V. trouve plausible que S. ait préparé l'élimination de Caligula et l'intronisation de Ti. Gemellus – manœuvre politique malheureuse découverte par Ti. Cette hypothèse séduisante fait de S. une éminence grise et lui donne une réelle emprise stratégique sur Ti., censée se reporter sur Gemellus. V. dresse le portrait d'un véritable stratège politique souvent supplanté dans les écrits par l'image du préfet manipulateur. On peut regretter un choix éditorial n'admettant pas de notes de bas de pages, obligeant V. à faire figurer les références – antiques et modernes – dans le corps du texte, alourdissant ainsi la lecture. Les bibliographies et les quelques indications en fin de chapitres ne permettent pas toujours de clarifier la relation du texte aux références. Cette biographie reste néanmoins utile à tout niveau académique, soit comme première approche de la figure de S., soit pour mettre à jour ses connaissances.

Pauline Maitre, Lausanne

Emily Mackil/Nikolaos Papazarkadas (eds.): Greek Epigraphy and Religion. Papers in Memory of Sara B. Aleshire from the Second North American Congress of Greek and Latin Epigraphy. Brill Studies in Greek and Roman Epigraphy 16, Brill, Leiden 2020. 376 p.

Der vorliegende Band versammelt 14 Beiträge, die auf ein Tagungspanel des im Januar 2016 an der Universität von Kalifornien in Berkeley veranstalteten 2. Nordamerikanischen Epigraphik-Kongresses zurückgehen und allesamt dem Andenken an Sara B. Aleshire gewidmet sind. In drei Teile gegliedert bieten sie allerlei Überlegungen zu und Ergänzungen bzw. Neueditionen von griechischen Inschriften religiösen Inhalts oder Bezugs, wenngleich sie voneinander sowohl qualitativ (wie bei einem Konferenzband nicht anders zu erwarten) als auch methodisch und thematisch stark divergieren.

Auf das Geleitwort der Herausgeber und Ronald S. Strouds biographische Skizze über Sara B. Aleshire folgt der erste Teil des Bandes mit nur zwei sich auf eine breitere Quellenbasis stützenden Beiträgen. Der eine (von L. Gawlinski) bietet einen kritischen Überblick über die Erforschung und die Sinnhaftigkeit der Aussonderung einer speziellen Kategorie von Inschriften, die man konventionellerweise als *leges sacrae* bezeichnet. Der andere (von J.-M. Carbon) wiederum widmet sich einigen technischen Besonderheiten des Schlachtens von Haustieren im griechischen Opferritual, konkret der Verarbeitung zweier Fleischteile – des Hinterbeins und des Schwanzes –, die anhand epigraphischer Zeugnisse beleuchtet werden. Zwei weitere Teile des Bandes enthalten Beiträge, die konkrete attische (Teil 2) und ausser-attische Inschriften (Teil 3) zum Gegenstand haben. Da es aus Raumgründen unmöglich ist, die einzelnen Abhandlungen auch nur aufzuführen, sei lediglich zusammenfassend festgehalten, dass einige davon sich mit spezifischen Inschriften auseinandersetzen, um sie als Grundlage für Beobachtungen über breitere, allgemeinere Themen zu gebrauchen (die Beiträge von F. Camia, E. Martin Gonzalez, M. Mili und J. Wallensten, A. Scafuro). Andere dagegen sind mehr technischen Charakters, konzertieren sich doch vor allem auf die Neuinterpretation, Ergänzung bzw. Neulese einzelner gewählter Zeilen von bereits bekannten Inschriften (die Beiträge von K. Takeuchi, A. Matthaïou, S. Lambert, G. Malouchou, F. Naiden). Schliesslich gibt es auch drei Beiträge, in denen neue Texte publiziert wurden (die Beiträge von Y. Kalliontzis, A. Makres, M. Zellmann-Rohrer).

Von einigen wenigen, unerheblichen Tippfehlern abgesehen ist der Band durchaus sorgfältig redigiert, vorteilhaft durch zahlreiche Abbildungen, etliche Tabellen und drei

Indizes ergänzt und insgesamt qualitativ produziert. Alles in allem ist er, im guten wie im weniger guten Sinne, eine wahre *satura lanx*.

Rafał Matuszewski, Leiden

K. A. Rask: Personal experience and materiality in Greek religion. Routledge, London 2023. 216 p.

In ihrer neuen Studie zeigt K. A. Rask, wie Gegenstände, Räume und Handlungen die religiöse Erfahrung eines Einzelnen beeinflussen konnten, und wie die persönlichen Lebensverhältnisse und -umstände der Menschen ihre rituellen Praktiken und die Beziehung zu und den Kontakt mit den übernatürlichen Mächten geprägt haben. Durch die Analyse von vier Typen der selbst gemachten Votive zeigt die Verf. zunächst, dass das selbständige Anfertigen von Weihobjekten ein ganz besonderes Verhältnis des Dedikanten zu der Gottheit schuf. Das nächste Kapitel untersucht persönliche Biographien und lebenslange religiöse Praktiken der Einzelnen. Im dritten Hauptkapitel wird das Verspüren und Erleben der übermenschlichen Präsenz in der Lebenswelt der Griechen thematisiert und dabei gezeigt, dass sich die Götter, Heroen, Geister, Totenseelen und *daimones* in vielfacher Weise manifestieren und ihre Nähe für die Menschen spürbar machen konnten. Mit Blick auf die Materialien und Substanzen, die Kräfte übermenschlicher Wesen enthielten, werden im darauffolgenden Kapitel Alltagsobjekte, Weihgaben und die bei magischen Praktiken verwendeten Gegenstände analysiert. Abgerundet wird das Buch durch eine Fallstudie über die religiöse Erfahrung der Seeleute im 6. Jh. v. Chr., die aufgrund der Hinterlassenschaften aus den Hafenheimern – allen voran Gravisca und Naukratis – rekonstruiert wird.

Insgesamt liefert Rasks Buch zwar viele anregende Denkanstöße, doch ihre inhaltlich selektive Vorgehensweise mutet zuweilen etwas patchworkartig an. Viele Uneinheitlichkeiten und Druckfehler lassen erkennen, dass es in Eile produziert wurde. Schlimmer sind inhaltliche Fehler: der *nympholeptes* Archedamos stammte aus Thera, nicht aus Paros (S. 24); in Phondemos' Bericht über die Gründung des Choes-Festes (325 F 11) ist nirgends von den ihre Kränze und Choes im Limnaion weihenden Knaben die Rede (S. 49 A. 52); in *Rep.* 2.377–378 berichtet Platon allgemein von den Kindern und nicht Töchtern, die sich Mythen anhören (S. 59); Theophrast kann sich in *Char.* 21.3 nicht auf die von Herodot (4.34.2) erwähnte Tradition des Haaropfers am Grab der Hyperboreerinnen beziehen, da er in jener Passage über Delphi schreibt, Herodot dagegen über Delos (143 A. 50); ein in Delphi geweihtes Monument wurde durch Pallene in Achaia, nicht durch «Pallene (near Athens)» gestiftet (S. 137). Auch die Unstimmigkeiten bei der Transkription griechischer Namen und Begriffe sind zu bedauern, genauso wie die Fehler im Griechischen (mehrmals *ἐνθουσιάζμοος* statt *ἐνθουσιασμός*) und fehlerhafte Quellenverweise (etwa zur o.g. Stelle bei Phanodemos als «325 F» statt 325 F 11). Trotz der genannten Kritikpunkte bringt Rasks Buch frischen Wind in die Untersuchung des religiösen Lebens und Erlebens der Griechen und leistet insgesamt einen durchaus anregenden Beitrag.

Rafał Matuszewski, Leiden

Gérard Lambin: Parménide et l'École d'Élée. Ouverture Philosophique. L'Harmattan, Paris 2021. 235 p.

The volume offers a detailed reconstruction of the development of the so-called Eleatic School.

The monograph consists in an introduction, three main chapters (each focused on a single philosopher), and concluding remarks. The three chapters at the core of the volume present in-depth biographical analyses of each philosopher, followed by a collection of relevant fragments in Greek (with translation and commentaries on their philosophical relevance), and a selected bibliography.

In the chapter devoted to Parmenides, L. argues that the analysis of the testimonies on the philosopher's life and of his fragments reveals the multifaceted character of Parmenides, who is at the same time a poet, a thinker, a physician, and an aristocrat. As a result, his poem must be studied first of all in its literary aspects. L. shows how Parmenides – with his dactylic hexameter, caesuras, repetitions of vowel sequences, and love for syncope – was well aware of the efficacy of rhythm in captivating his public. Concerning the philosophical relevance of his verses, L. argues that Parmenides perfectly fits into the speculative context of his era. Therefore, Parmenides' theory of being was not part of an abstract reflection on ontology and logic; on the contrary, it was meant to show how to properly describe *physis*, the nature of everything, which must be conceived of according to what is illustrated in the famous “way of being” and “of truth”.

The chapter devoted to Zeno has the merit of reaffirming how – far from being a “proto-Sophist” according to the judgments of his successors – he was the true precursor of metaphysics (with topics such as the nature of time, movement, and space), supported by a rigorous argumentative and deductive method. However, L. argues that his thought reappraises his master's purpose, since according to Zeno being coincides with living nature, *physis*.

Finally, L.'s considerations on Melissus reaffirm evaluations which are already widely spread among scholars, with particular attention to the clear expressive style of his writings.

L.'s volume is an excellent introduction to the Eleatic School as well as a valuable French translation of the remnant fragments, with the important – and convincing – proposal to consider Parmenides' philosophy as perfectly inserted into the context of Presocratic reflections on *physis*. In addition, L.'s expertise on Greek poetry provides the reader with valuable literary, linguistic, and philological observations on the fragments of the Eleatic writings, an aspect that is often overlooked in favour of the analysis of their content alone.

Federico Casella, Pavia

Manuel Lorenz: Von Pflanzen und Pflichten. Zum naturalistischen Ursprung des stoischen *kathekon*. Schweizerische Beiträge zur Altertumswissenschaft 50. Schwabe Verlag, Basel 2020. 210 S.

D'où vient le concept du καθήκον, si indissociable du stoïcisme et si déterminant pour la notion moderne du devoir? Manuel Lorenz (ML) se propose de répondre à cette question en analysant ce terme et les textes antiques qui le définissent.

Dans le chapitre 1 (p. 17–34), ML esquisse sa thèse, qui repose sur l'analyse détaillée de textes relatifs au καθήκον (notamment Diogène Laërce et Stobée): le terme viendrait du lexique propre aux sciences de la nature – son sens premier ne serait donc pas moral. Le lien que les premiers Stoïciens établissent entre la physique et l'éthique s'en trouve aussi éclairé: ils qualifient de καθήκον l'activité d'un être qui correspond à ce que le logos a prévu pour lui et à la nature qu'il lui a donnée en tant que partie du cosmos, où il doit remplir des fonctions précises. Il existe donc des καθήκοντα aussi pour les plantes et

les animaux, et pas seulement pour l'homme. Pour les premiers Stoïciens, la physique constitue donc le fondement des principes éthiques. Le chapitre 2 (p. 35–57) se concentre sur le texte de Diogène Laërce et en analyse plusieurs termes-clés (τὸ καθῆκον, πράττειν, ὁ εὐλογος ἀπολογισμός). Le chapitre 3 (p. 59–90) démontre que les termes πράττειν et ἡ πρᾶξις sont utilisés par Aristote dans le contexte de la biologie pour désigner les activités de divers êtres vivants et pas seulement de l'homme. Plus précisément, est considérée comme πρᾶξις l'activité d'un être qui vise à atteindre l'état naturel optimal pour lui-même (ἀρετή) conformément à sa nature. Les Stoïciens reprennent certainement cette acception de πρᾶξις et considèrent que les activités de tous les êtres visent l'état optimal cosmique, en fonction d'une téléologie universelle. D'autres caractéristiques centrales du καθῆκον sont aussi liées au contexte des sciences naturelles, (chapitre 4, p. 91–126), dont l'étymologie stoïcienne du terme (τὸ κατὰ τινος ἦκειν). L'origine liée aux sciences de la nature se vérifie aussi pour d'autres caractéristiques du καθῆκον, tel le lien καθῆκον-ἀρετή-τέλος pour toutes les classes d'êtres vivants (chapitre 5, p. 127–154). Le chapitre 6 (p. 155–189) traite des spécificités des καθήκοντα humains: grâce à sa rationalité parfaite, le sage stoïcien peut percevoir le plan et les exigences du logos. Ici aussi, on perçoit le lien avec les sciences naturelles. Le chapitre 7 (p. 191–197) constitue une synthèse de livre; il est suivi d'une bibliographie (p. 199–210) divisée en deux parties, les sources et la littérature secondaire.

On ne peut que souhaiter une large diffusion à ce livre: le fait que tout être, végétal et animal, y compris l'homme, aurait son καθῆκον à remplir en adéquation avec sa nature et pour le maintien de l'ordre cosmique, conformément à une téléologie universelle – voilà bien des considérations résolument actuelles.

Antje Kolde, Lausanne

Marc Bouiron: Stéphane de Byzance. Les *Ethniques* comme source historique. L'exemple de l'Europe occidentale. Bibliothèque de l'Antiquité Tardive 40. Brepols, Turnhout 2022. XII, 807 p.

Das kulturgeographische Lexikon des Stephanos von Byzanz (6. Jh.) zieht in der Erforschung der antiken Oikumene immer wieder die Aufmerksamkeit von Lokalhistorikern auf sich. «Commentarios» zur überlieferten Epitome hatte August Meineke im Vorwort seiner Ausgabe (1849) zwar versprochen; doch erschienen sind sie nie. Auch in unserer kritischen Neuausgabe des Werks (2006–2017; 2021) mussten kurze Hinweise in den Anmerkungen genügen, denn ein ausführlicher Kommentar, so die Meinung, ist Aufgabe der historischen Nachbardisziplin. In seinem *opus magnum* erfüllt M. Bouiron für 231 Artikel über Orte der alten Εὐρώπη das lange Desiderat. Als Archäologe auf dem Terrain erfahren, in Siedlungsgeschichte beschlagen und bibliographisch bis auf den neuesten Stand informiert, geht der jetzige Directeur scientifique et technique von *Inrap* (Paris) beim Lexikographen auf Spurensuche. Dabei zeigt er keine Berührungszwänge mit den philologischen Wissenschaftszweigen, sei es der Überlieferungs- und Textgeschichte, sei es der Quellenkritik, diese im Bereich der antiken und byzantinischen Lexikographie ein besonders dorniges Gebiet. Denn die Arbeitsmethode, so betont der Verf. mehrfach, bestehe darin «tenter de retrouver les sources premières dont la mention a disparu avec l'abréviation» (S. 6). Wegen des übergrossen Umfangs sei die ursprüngliche Fassung der *Ethnika* nie erschienen, sondern schon (relativ) kurz nach Abschluss vom unbekanntem Hermolaos epitomiert worden. Der Gang durch die Epitome, wie sie im 15. Jh. der verschollene Archetypus der erhaltenen Hss. bot, geschieht nach den Prinzipien der Strati-

graphie; der jeweilige Textverlust bei den drei erschlossenen Verkürzungsprozessen ist quantitativ in Tabellen bzw. Graphiken bis auf Prozenste erfasst. Sehr ausführlich fällt die «recherche du lexique-source» aus. Gewiss, welche namentlich genannten Gewährsautoren Stephanos selbst konsultierte und welche Informationen er bestehenden Sammelwerken entnahm, bleibt bis heute eine Streitfrage. Doch dass z.B. der häufig zitierte Grammatiker Herodian, eine Autorität für Akzentlehre und Ableitungsregeln, dem spärlich erwähnten Oros als angeblicher Hauptquelle weichen muss, will schwer einleuchten. Verführerisch in dieser Schlussfolgerung dürfte der Titel *Περί ἑθνικῶν* von dessen verlorenem Werk gewirkt haben. Ähnlich mag es sich bei der Angabe von Diogenian (< Pamphilos) als «lexique-source» (2. Jh.) verhalten. Die *Suda* (δ 1140) erwähnt, dieser habe über Flüsse, Seen, Quellen, Berge und Gebirgsgipfel geschrieben; erhalten geblieben ist davon nichts.

Solche Überlegungen und Schlüsse, welche der Verf. nicht selten selbst als «hypothèse» und «hypothétiques» bezeichnet, erweisen sich in Anbetracht der ausgebreiteten Darlegung und engagierten Argumentation (S. 1–277) nicht etwa als blosse Vorbemerkungen, sondern sie sind methodischer Bestandteil in der Präsentation der 231 gewählten Artikel, sei es im adaptierten griechischen Text, sei es in der Erklärung der Struktur sowie des kulturgeographischen Gehalts. An diesem dichten Thesaurus, an Bouirons kritischer Auseinandersetzung mit den bisherigen Forschungsergebnissen und an seinen Thesen wird nicht vorbeikommen, wer sich künftig mit Stephanos von Byzanz beschäftigt.

Margarethe Billerbeck, Fribourg

Meilicha dôra. Poems and prose in Greek from Renaissance and early modern Europe.

Edited by *Mika Kajava/Tua Korhonen/Jamie Vesterinen*. Commentationes Humanarum Litterarum 138. Societas Scientiarum Fennica, Helsinki 2020. VIII, 356 p.

Der vorliegende Sammelband vereint 13 Beiträge, die an der Tagung «Humanist Greek (HUG) – Perspectives for a new field of studies» im August 2018 präsentiert wurden. Die Publikation gehört in den Kontext des Projekts «Helleno-Nordica» der Universität Helsinki und schliesst sich an den bereits publizierte Band «Hellenostephanos – Humanist Greek in Early Modern Europe» im Jahr 2018 an. Während sich das Neulatein in den letzten Jahrzehnten eines stetig wachsenden Interesses erfreut, fristet das «Neualt Griechische» immer noch ein Nischendasein.

Die Einführung (S. I–VIII) enthält knappe Hinweise zum jungen Forschungsfeld, zur Problematik seiner Benennung und stellt die einzelnen Beiträge des Bandes vor. Es wird deutlich, dass im Englischen der Begriff «Renaissance Greek» zu eng gefasst ist, während sich im Deutschen der etwas sperrige Terminus «Neualt Griechisch» durchzusetzen scheint. Im vorliegenden Band wird mangels einer besseren Lösung «Greek» für das Griechisch der Renaissance bis in die Gegenwart verwendet.

Zur Strukturierung der zeitlich, geographisch und literarisch breitgefächerten Beiträge dienen fünf Sektionen: «Renaissance Greek» (S. 1–41), «Greek and Kings» (S. 43–104), «Greek in Protestant Germany» (S. 105–243), «Greek Poems from the «Edge» of Europe: Prague and Utrecht» (S. 245–296) und «Greek and the 18th and 19th Century Neumanism» (S. 297–348). Aufgrund des weiten Spektrums finden sich einerseits philologische Detailstudien, aber auch Überblicksstudien, die sich mit dem historisch-institutionellen Kontext und der sprachlichen Aneignung und Vermittlung beschäftigen.

Einen Grossteil des Bandes machen die vier deutschsprachigen Beiträge der dritten Sektion aus (S. 105–243), die auf Grössen wie Joachim Camerarius d. Ä. oder Lorenz Rhodoman und die «Ilfelder Dichterschule» fokussieren. Von besonderem Interesse dürften die beiden letzten Sektionen sein: Einerseits wird die Verbreitung des Neualt Griechischen im Nordosten Europas (Böhmische Kronländer und die Niederlande), und andererseits die Sammeltätigkeit des Philhellenen Karl Scheller (1773–1843) und die Gedichte des russischen Poeten Vyacheslav Ivanov (1866–1949) dargestellt. Das belegt den weitreichenden Einfluss des deutschen Neuhumanismus im 19.–20. Jahrhundert.

Solche «süsse Gaben» (Meilicha dôra s. Einleitung VIII) bereichern die Forschung.
Elisabeth Weber-Reber, Basel

Daniel Wendt: Abjekte Antike. Die Obszönität antiker Literatur im Frankreich der Frühen Neuzeit. Winter, Heidelberg 2020. 334 S.

Die hier zu behandelnde Studie von Daniel Wendt (W.) basiert auf einer Bonner Dissertation aus dem Jahr 2017. Ihr Thema ist die Art und Weise, wie im Frankreich des 17. und 18. Jahrhunderts mit der Obszönität umgegangen wurde, die manche Texte der Antike auszeichnet; neben der Literaturtheorie, auf der insgesamt der Schwerpunkt dieses Buchs liegt, geraten dabei auch historische und moralische Diskurse in den Blick.

W. geht von dem Befund aus, dass die kritische Beschäftigung mit den obszönen Aspekten antiker Literatur sich im 17. Jahrhundert verstärkte, während gleichzeitig die Antike ihre Rolle als unübertreffliches Modell verlor. W. fragt nach der «Funktion des Redens über antike Obszönität» (S. 280) und kommt zu drei Ergebnissen: erstens diene solches Reden mitunter der Diskreditierung des Altertums, das man (im Kontext der *Querelle des Anciens et des Modernes*) überwinden wollte; zweitens konnte man sich von dieser Obszönität auch distanzieren, um – durchaus auch aus bürgerlicher Abgrenzung zur klassizistischen Hofkultur heraus – den eigenen *bon goût* zu demonstrieren (dem *bon goût* sieht W. auch die von anstössigen Stellen gereinigten Ausgaben und Übersetzungen antiker Texte verpflichtet); drittens konnten im Kontext der Aufklärung derartige Obszönitäten auch als Indizien für den noch unvollkommenen zivilisatorischen Status der Antike gewertet werden, die vom historischen Fortschritt mittlerweile überholt worden war und somit zum «Gegenbild der Gegenwart» wurde.

W.s Buch, das alleine schon durch die schiere Masse des von ihm gesichteten Textmaterials beeindruckt und überzeugt, leistet einen wichtigen Beitrag zur Rezeptionsgeschichte der Antike; es gestattet faszinierende Einblicke in das Geistesleben des 17. und 18. Jahrhunderts und macht auf Entwicklungen in der Formierung eines modernen Selbstbewusstseins aufmerksam, die bis heute fortwirken. Seine Argumentation ist vor allem dort stark, wo er sich einzig von seinen Quellentexten leiten lässt, ohne Seitenblicke auf moderne Theorien. In formaler Hinsicht erscheint es recht unlogisch, dass zwar fast jedem noch so kleinen lateinischen und griechischen Zitat eine Übersetzung beigegeben wird, den mit sämtlichen typographischen und orthographischen Eigenheiten der Zeit abgedruckten Zitaten im Französisch des 17. Jahrhunderts dagegen nicht.

Clemens Schlip, Fribourg

Roland Färber/Fabian Link (Hgg.): Die Altertumswissenschaften an der Universität Frankfurt 1914–1950. Studien und Dokumente. Schwabe Verlag, Basel 2019. 373 S.

Der vorliegende Band geht auf eine akademische Übung zurück, die die beiden Herausgeber im WS 2016/17 in Frankfurt am Main abgehalten hatten. Das damalige Thema waren

die Altertumswissenschaften an der lokalen Universität in der Zeit des Nationalsozialismus. Dies war der Anstoss für eine weitere Vertiefung der einzelnen Themen durch die Teilnehmer des Seminars in den Folgejahren. Das Projekt war also ein Experiment, da die einzelnen Abschnitte des danach veröffentlichten Bandes von Studierenden verfasst wurden, die sich zuvor noch nicht durch wissenschaftliche Arbeiten ausweisen konnten. Es spricht sehr für die engagierte redaktionelle Arbeit der Herausgeber, dass man dies dem Band kaum mehr anmerkt. Das Buch wirkt im Gegenteil sehr professionell mit abgerundeten Kapiteln, die je eine eigene Bibliographie aufweisen, oft durch Bilder und andere abgedruckte Zeitzeugnisse gut illustriert sind und immer wieder die intensive Archivarbeit aufzeigen, die die einzelnen Beiträger geleistet haben. So entstand eine stattliche Reihe von biographischen Kapiteln zu den prominentesten Vertretern der drei involvierten Fächer (Philologie, Geschichte, Archäologie), die flankiert werden von übergreifenden Kapiteln wie denen zu den Seminarbibliotheken oder zu den archäologischen Sammlungen. Wenn der Rezensent dennoch nicht ganz glücklich ist mit diesem Band, so liegt das nicht an der detaillierten Ausarbeitung, sondern an konzeptionellen Problemen. So ist der Titel der Arbeit eigentlich irreführend. Denn es finden sich zwar Kapitel zur Gründungsgeschichte der Universität Frankfurt und zur Zeit unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, aber diese sind sehr allgemein historisch gehalten, und so geht das Kapitel zu den Gründungsjahren nicht wirklich darauf ein, welche wissenschaftlichen Erwartungen sich in dieser Pionierzeit mit der Erstbesetzung der verschiedenen Lehrstühle verbanden (lediglich knappe Andeutungen dazu im Résumé der Herausgeber auf den S. 352 f.), und ebenso beschränkt sich das Kapitel zu den Jahren 1945 bis 1950 auf das Problem der Entnazifizierung und unterlässt die Frage nach einer allfälligen neuen wissenschaftlichen Programmatik nach der Beendigung des nationalsozialistischen Schreckens. Stattdessen liegt in diesem Buch eindeutig eine Konzentration auf die Zeit des Faschismus vor, wie sie eben in der vorherigen akademischen Übung vorgegeben war. In diesem Zusammenhang muss leider auch gesagt werden, dass der Anspruch auf Vermeidung einer «innerfachlich uninformierte(n) Wissenschaftsgeschichte» (7) nicht wirklich eingelöst wird. Vielmehr erfolgt hier in den einzelnen Kapiteln beim Studium der jeweiligen Publikationen der porträtierten Wissenschaftler zwar regelmässig ein Abklopfen auf mögliche nationalsozialistische Inhalte, aber die wirklichen wissenschaftlichen Leistungen werden kaum diskutiert. So wird beispielshalber in keiner Weise deutlich, was die bis heute anhaltende Faszination eines K. Reinhardt ausmacht. Es lässt sich insgesamt also schon von einem gelungenen Experiment der Nachwuchsarbeit sprechen, aber zur allgemeinen Nachahmung sollte es aus dem genannten Grund vielleicht dennoch nicht empfohlen werden.

Peter Grossardt, Leipzig

Tacite: *Agricola*. Scénario d'Édouard Michel, dessins de Sacha Cambier de Montravel. Éditions Rue d'Ulm, Paris 2022. 200 p.

On saluera l'originalité de cette mise en BD de l'*Agricola* de Tacite: le dispositif fait alterner un récitatif reprenant l'essentiel du texte de l'historien, et des dialogues, d'un ton plus libre, ainsi que de nombreuses bulles de pensées qui nous révèlent les appréciations des personnages sur les situations qu'ils vivent. Quant aux dessins, il faut bien avouer qu'ils s'apparentent davantage aux miniatures des évangélistes carolingiens qu'aux fresques de la Villa des Mystères. Même si l'on admet que le réalisme léché et académique d'un Jacques Martin (*Alix*) a fait son temps, ce traitement surprend pour

illustrer celui que Racine considérait comme «le plus grand peintre de l'Antiquité». Les personnages restent assez inexpressifs, et même Domitien n'est guère ressemblant. Il faut cependant reconnaître au dessinateur quelques trouvailles comme l'évocation des travaux de défense des légionnaires en Angleterre à la manière de la Colonne Trajane (46) ou les cartes présentant tour à tour la Grande-Bretagne comme un bouclier oblong (25) ou comme l'île d'Utopie (43). Quelques grands panoramiques semblent se souvenir de *Braveheart* ou du *Seigneur des anneaux* (58–60), voire des parades de Nuremberg (19). Ce style trash présente en outre l'avantage de ne pas idéaliser la civilisation romaine de l'apogée de l'Empire, en induisant même des effets sans doute non voulus par Tacite, mais pertinents pour le lecteur d'aujourd'hui. Alors que le gendre d'Agricola prenait bien soin de nous présenter un héros immaculé pour mieux l'opposer à l'ignoble Domitien, la peinture sans fard des atrocités de la Guerre de Bretagne remet en question le bien-fondé de l'expansionnisme romain.

Le scénariste semble par ailleurs prendre plaisir à imiter la concision volontiers elliptique de son modèle, d'ailleurs présenté avec humour comme un «auteur hermétique dont le latin a résisté à des générations d'étudiants de l'époque moderne, mais sans doute aussi bien avant eux, aux contemporains mêmes de l'historien» (121). Les transitions sont abruptes, les réticences de Tacite respectées, comme lorsqu'il s'agit d'évoquer la mort d'Agricola, même si la co-présence du texte et du dessin amplifie le soupçon d'assassinat qui sous-tend la narration.

La BD est suivie d'un copieux dossier encyclopédique «Tacite de A à Z» (en réalité de A à V), comprenant des renseignements précis et précieux, et d'une traduction de l'*Agricola*, basée sur l'édition, également reproduite, d'Anthony Woodman: sa langue fluide et aisée inspire toute confiance.

Alain Corbellari, Lausanne